

Interview mit Elisabeth Boesch (EB)

Das Gespräch fand am Donnerstag 2. Mai 2013 im Büro von Boesch Architekten an der Fröbelstrasse 10 in Zürich statt.

Die Fragen stellten Adelina Fasan (AF) und Melanie Imfeld (MI)

Adelina Fasan: Herzlichen Dank, dass Sie sich Zeit nehmen für uns. Ich möchte gerne beginnen mit einigen Fragen zu Ihrer Ausbildung und Ihrem Werdegang. Wie merkten Sie, dass Sie Architektin werden wollten? Wann merkten Sie es?

Elisabeth Boesch: Ja, vielleicht so vor der Matura. Ein Jahr vorher wurde das eine Möglichkeit innerhalb der verschiedenen Berufe, die einem offen standen.

AF: Wie haben Sie sich da informiert? Sind Sie ins Berufsbildungszentrum oder hatten Sie in der Familie bereits Vorbilder?

EB: Nein. Hatte ich gar nicht. Ich bin sowieso auf dem Land aufgewachsen und Berufsbildungszentrum, so was gab es sowieso noch nicht. Aber ich konnte gut zeichnen, ich war gut in Mathe. Das waren so Sachen, die nötig waren für den Beruf. Ich kann mich nicht mehr erinnern, möglicherweise hatte man da im Rahmen von den letzten Klassen vom Gymnasium über die Berufe gesprochen, dass nicht alle Ärzte werden oder Juristen, dass es auch noch was anderes gäbe. Und das hat mich gereizt. Und mein Vater war Maurer. In seiner Erstausbildung.

AF: Aber da hatten Sie nicht direkten Bezug zu den Baustellen, wegen dem Beruf, als Kind?

EB: Das nicht, aber er hat ja trotzdem immer gewerkelt im Haus und ums Haus.

AF: Wie erlebten Sie Ihre Ausbildung zur Architektin? Können Sie kurz Ihren Ausbildungsweg beschreiben?

EB: Ja, ich bin direkt nach der Matura an die ETH gegangen und habe da in der kürzest möglichen Zeit mein Studium absolviert. Das war damals zwei Jahre Grundstudium, Vordiplome, dann ein Praktikumsjahr und dann die oberen zwei Semester, eh Studienjahre und dann das Diplom.

AF: Das waren zwei Städtebausemester?

EB: In den oberen Jahren war eines Wohnungsbau und eines Städtebau.

AF: Das hat sich ziemlich geändert also.

EB: Ja, es waren auch Jahreskurse und nicht Semesterkurse, wie das heute ist.

AF: Was waren Ihre Interessen als Architekturstudentin? In welchem Bereich haben Sie sich am wohlsten gefühlt?

EB: Das Gestalterische hat mich vielleicht doch am meisten interessiert. Das war eine Zeit als ich studierte, da war auch die Soziologie relativ präsent und stark. Es gab einen Lehrstuhl der Gastdozenten Schulte, Janssen und Zinn, das waren eigentlich Soziologen, die Architektur von einer anderen Seite angeschaut haben. Auch Lucius Burckhardt war da präsent. Und sozusagen als Reaktion auf diese Zeit kam dann Aldo Rossi an die Schule. Es war eine Zeit des Umbruchs. Ich habe ein Jahr bei Luigi Snozzi gemacht in den oberen Semestern.

AF: Das wäre gerade meine nächste Frage gewesen: War also Luigi Snozzi für Sie eine besondere Bezugsperson?

EB: Ich denke, er war schon ein wichtiger Lehrer für die Schule und für mich sicher auch.

AF: Was haben Sie im Jahr nach Ihrem Diplom gemacht? Wie sind Sie zu Ihrer ersten Arbeit als Architektin gekommen und welche Anforderungen haben Sie an Ihre erste Arbeitsstelle gerichtet? Wie haben Sie ausgewählt?

EB: Ich habe nicht ausgewählt, ich wurde ausgewählt [*lacht*]. Damals gab es die Möglichkeit, ich glaube, das gibt es jetzt nicht mehr, in Urbino gab es eine Summer School, ein städtebauliches Seminar, dass der Architekt Giancarlo De Carlo gemacht hat. Er ist einer der Team Ten Architekten. Also das wissen Sie ja vielleicht alles nicht, das ist alles lange vor Ihrer Zeit. Team Ten waren wichtige Architekten, wie die Smithsons, welche auch zu diesem Denkkreis gehörten und Aldo van Eyck, der ein Jahr später auch Gastdozent an der ETH war.

Man konnte sich also melden für diesen Sommer, städtebauliche Studien, in Urbino oder auch um Urbino. Es hatte Leute aus Amerika, Spanien, also von Hochschulen aus anderen Ländern noch, es war ziemlich gut, auch so als Austausch. Ich weiss nicht, ob wir so wahnsinnig viel gearbeitet haben, aber es war auch eine gute Zeit. Mein Freund damals hatte Praktikum gemacht bei Mario Botta. Der kam und hielt einen Vortrag in Urbino und er hat mich gefragt: Was machst du jetzt nach dem Diplom? Und ich habe geantwortet, ich suche eine Stelle dann, wenn ich wieder zurück bin... Und er sagte, du kannst kommen, ich hab gerade einen Wettbewerb in Fribourg und ich würde jemanden brauchen. Und dann hatte ich dort angefangen.

Ich hatte mir nicht die grossen Fragen gestellt, was muss ich jetzt haben bei meiner ersten Arbeitsstelle. Es hat sich so ergeben. Dann haben wir den Wettbewerb gewonnen, wir waren fünf Monate an dem Wettbewerb, das ist extrem lang, viel Zeit. Damals war das ein sehr kleines Büro, wir waren stellenweise zu dritt, zu viert und Mario Botta war sehr präsent, war am Zeichnen an dem Wettbewerb, hat sich auch sehr stark eingebracht, ich würde sagen, ich habe alles gelernt, nicht in diesen fünf Monaten, aber weil wir den Wettbewerb dann gewonnen haben, bin ich geblieben bis das Bauwerk fertig war, das waren fünf Jahre. Es war eine kurze Zeit, für einen relativ grossen Bau, von Wettbewerbsstart bis Realisierung, heute dauert es länger.

AF: Fünf Monate Wettbewerbszeit ist aber schon sehr lange.

EB: Das war sehr, sehr lang und luxuriös und ich habe sicher wenig verdient, extrem wenig, aber ich brauchte auch nicht soviel.

MI: Sie waren dann fünf Jahre nur an diesem Projekt?

EB: Ich habe zwischendurch dann auch noch an Wettbewerben gearbeitet, aber ich war schon hauptsächlich an diesem Projekt, dann hatten wir das Büro zuerst in Lugano und nachher hatten wir ein Zweigbüro aufgemacht vor Ort in Fribourg, dann war ich dann dort.

AF: In Lugano, nicht in Mendrisio? Heute sind sie ja in Mendrisio.

EB: Ja aber das war noch in Lugano. Er hatte dort drei Büroadressen und ich habe zwei davon miterlebt.

AF: Eine ziemlich allgemeine Frage: War und ist Weiterbildung in Ihrer Karriere ein Thema?

EB: Ja. Ich bilde mich weiter, indem ich mich auch immer noch engagiere für den Nachwuchs, das ist eine reziproke Angelegenheit. Einerseits war ich zwölf Jahre im Vorstand vom Architekturforum, habe dort zum Beispiel auch die Reihe „Junge Architekten, Junge Architektinnen“ betreut. Ich habe auch mit Kollegen und Kolleginnen Ausstellungen dort gemacht. Ich betrachte das natürlich als Weiterbildung, abgesehen von den Vorträgen, die ich mir sonst anhöre, aber mich eingeschrieben in eine Schule um auf diesem Weg noch weiter was zu lernen, das habe ich nicht gemacht. Ausser, ich habe einen Computerkurs gemacht, ich habe ein Layout-Programm gelernt an der Volkshochschule. Ja, das war gut.

AF: Ja, in diesem Feld ändert sich schnell alles.

MI: CAD Programm haben Sie nicht gelernt?

EB: Doch, doch.

MI: Das haben Sie auch schon gelernt noch zu Zeiten der ETH?

EB: Nein, nein, es gab es damals noch keine Computer. Ich habe 76 mein Diplom gemacht, da waren Sie ja noch nicht mal auf der Welt. Das war alles weit weg, es gab auch keine Handys, es gab Festnetz, ich weiss, ich habe mein erstes Handy gekauft, weil wir eine Baustelle ein bisschen weit draussen hatten und das war sehr mühsam ohne das. Das war 1999. Seither hat sich ziemlich vieles geändert.

AF: Aber die CAD Programme lernen Sie auch im Büro?

EB: Ja, die CAD Programme haben wir gelernt, wir haben angefangen mit einem Programm, damals hiess das noch Minicad, die Vorstufe von Vector Works und wir arbeiten heute immer noch mit Vector Works. Und natürlich haben mein Mann wie auch ich damit gearbeitet.

AF: Sie sind die Erste, die ich kennenlerne! Normalerweise können die Chefs nicht mit diesen Programmen umgehen, nur die Angestellten.

EB: Ich muss sagen, ich bin die, die die Layouts macht bei den Wettbewerben, auch heute noch, bin wahrscheinlich auch die Beste im InDesign in unserem Büro, und mein Mann ist sicher der Beste im Photoshop im Büro, mit Abstand. CAD mittlerweile mach ich nicht mehr soviel, weil die Programme sich recht weiterentwickelt haben, und da gibt es viele neue Einstellungen. Da müsste man alles immer à jour halten und das ist mühsam. Vorher, ich würde sagen, so bis Version 11 oder 12, war das noch ganz normal. Danach kamen wirklich viele neue Elemente, diese Ansichtsbereiche und all dieses Zeug, da haben wir dann etwas nachgelassen.

AF: Aber mit Fotografie, Photoshop, Layouts, das beherrschen Sie, weil es Ihnen sehr wichtig ist, wie Ihr Büro dargestellt wird?

EB: Vielleicht nicht so sehr wie das Büro dargestellt wird, aber wie die Inhalte dargestellt werden, weil der Plan natürlich auch ein Kommunikationsmittel ist. Man ist ja dann in der Regel nicht dabei, wenn bei einem Wettbewerb die Pläne angeschaut werden und man muss auf dem Plan zeigen können und sagen können, was man sich da überlegt hat.

AF: Jetzt kommen wir mehr zu Architekturtheorie und Ihrem architektonischen Werk. Am 17. April gab es an der ETH ein Kolloquium zu Ehren von Flora Ruchat Roncati. In den Diskussionen kristallisierte sich heraus, dass ihre wohl wichtigste Forderung war, dass ein Architekt Haltung beziehen muss. Was ist Ihre Haltung in der modernen Architektur? Haben Sie Entwurfsprinzipien oder beurteilen Sie jede Entwurfsituation wieder neu? Gibt es einen roten Faden, welcher sich durch Ihr Werk zieht?

EB: Ich würde sagen, dass wir von Anfang an, mit mir meine ich immer auch meinen Mann, Partner, der übrigens in Mendrisio lehrt, ich denke, wir haben seit jeher einen wichtigen Bezug zum Bestand. Das heisst, der Bestand ist wichtig für unsere Haltung. Dass wir das, was wir vorfinden, lesen, dass wir die Lektüre des Ortes als Basis für den Entwurf nehmen, dass wir das auch mal akzeptieren und unseren Entwurf darauf bauend entwickeln. Also die Auseinandersetzung mit dem Ort, oder kann auch mit einem Gebäude sein, weil wir ja auch relativ oft im Umbau oder Weiterbau tätig sind, aber auch bei städtebaulichen Aufgaben ist immer das Entwickeln aus dem Ort das Hauptthema. In dem Sinn würde ich auch sagen, gehört das zu der Haltung. Nicht Tabula rasa zu schaffen, um dann irgendein glitzerndes Objekt dahin zu stellen, sondern ein Ensemble oder ein Zusammenwirken von verschiedenen Teilen. Und dann auch nicht so diese Eitelkeit als Architekt da zu pflegen. Es hatte vor uns gute Architekten und es wird nach uns gute Architekten haben und daneben auch und man kann das Werk der anderen auch annehmen und respektieren und sich darauf beziehen.

AF: Ihr Büro hat viel Erfahrung mit Umbauten sowohl von denkmalgeschützten Gebäuden, wie auch von Häusern, welche nicht unter Schutz stehen. Zurzeit ist ein grosser Teil, der im Bauboom der 60er Jahre errichteten Baumasse in der Schweiz renovationsbedürftig. Wie sollte man mit

den Wohntürmen und Zeilenbauten, welche sowohl energetisch wie auch ästhetisch nicht den heutigen Standards entsprechen, umgehen?

EB: Das kann man gar nicht so pauschal sagen, überhaupt nicht. Aber man muss da auch nicht so totale Berührungsängste haben, und zwar weder bei den denkmalgeschützten, noch bei den anderen Bauten. Man muss Strategien entwickeln, wie man die Stärken dieser Häuser oder auch dieser städtebaulichen Konfigurationen noch hervorheben kann, oder sicher nicht kaputt macht. Deshalb gehört auch die Analyse eigentlich an den Anfang der Arbeit. Und dann gibt's all die Möglichkeiten, die man schon gelernt hat, wie man mit den Gebäudehüllen umgeht. Aber wir sehen es nicht so technoid. Die ganze Minergiehysterie, die finden wir auch ziemlich schwierig, auch bei Neubauten, oder bei Neubauten vielleicht sogar noch mehr. Aber bei Umbauten oder bei denkmalgeschützten Häusern kann man die Diskussion ein bisschen offener führen. Es gibt so die stereotype Haltung, dass man den Gebäuden immer einen warmen Pullover überstülpt und dann noch die richtigen Maschinen und dann soll es gut sein, aber das stimmt ja überhaupt nicht.

AF: Nach welchen Kriterien urteilen Sie über Arbeiten Ihrer Berufskollegen?

EB: Ich muss vielleicht sagen, ich bin sehr häufig auch in Juries und habe ja auch gelehrt in Lausanne und in Winterthur kurz. Und die Jurytätigkeit ist immer eine Auseinandersetzung mit der Arbeit der Anderen. Ich denke, es gibt dort Qualitätskriterien, die feststehen, die städtebauliche Qualität, die architektonische Qualität. Die Qualität des Ausdrucks, aber auch der Nutzwert eines Gebäudes. Ich würde mal meinen, dass ich diese Kriterien vielleicht nicht so explizit, aber auch anwende, wenn ich das Werk von Kollegen betrachte.

AF: Aber Sie finden es durchaus möglich, das sehr objektiv zu betrachten. Ich war gerade in Zug, wo Sie auch Jurorin waren für den neuen Bauführer und ich habe mich gewundert, wie das geht, bei so vielen Bauten, dass man das vernünftig auf ein Buch herunterbrechen kann.

EB: Ja gut, es gibt dann ein Feld von Lösungen in einer Jury, und man arbeitet ja dann auch eine Zeit lang miteinander im Team in dieser Jury, um dann diese grosse Auswahl herunterzubringen und irgendwann merkt man dann recht gut, warum etwas in diese Auswahl gehört oder nicht reinpasst. Aber da muss man schon die Kriterien natürlich auch präsent haben.

AF: Wie haben sich Ihre Vorbilder, Ihre Werte in der Architektur im Verlauf Ihrer Praxistätigkeit verändert? Von Botta bis heute?

EB: Botta war ein Vorbild, es wäre jetzt zu kurz gegriffen, wenn man sagen würde nur das Gebaute. Die Personen die Architekten, auch zum Beispiel Flora Ruchat, sind eben auch Personen mit einer Haltung, mit Charisma, starke Personen, auch sozial engagiert, neben der eigentlichen Architektur, die sie machen. Es sind komplexe Personen, das ist etwas, was sich verändert hat. Am Anfang schaut man vielleicht mehr nur auf das Werk und mit der Zeit wird vielleicht auch wichtiger, was jemand schreibt, wie jemand redet und sich sonst noch verhält.

AF: Wie wichtig sind soziale Kontakte in Ihrer Karriere, in Ihrem Berufsalltag, dieser Austausch mit Berufskollegen?

EB: Das ist, glaub ich, wichtig.

AF: Pflegen Sie das aktiv?

EB: Ja. Ich war auch im Vorstand des BSA, zwölf Jahre lang. Ich finde auch Berufspolitik, etwas von dem sollte man eigentlich auch machen, auch gerade als Frau. Es hat sowieso weniger Frauen in den Berufsverbänden. Im BSA sowieso. Ich war in den zwölf Jahren lange Zeit die einzige Frau im Zentralvorstand. Jetzt hat es noch eine, dann waren wir zu zweit. Jetzt ist sie wieder alleine, seit ich da zurückgetreten bin. Ja, aber ich finde es wichtig, dass man auch berufspolitische Themen anspricht, die Ausbildung anspricht der jungen Generation, auch Fragen der Honorierung, Fragen des Urheberrechts. Das sind alles eigentlich wichtige Geschichten, wie man sich als Berufsstand behaupten kann.

AF: Sie haben auch einige Projekte für die Stadt Zürich realisiert. Wie ist Ihr Verhältnis zu den Ämtern in der Stadt Zürich? Wie hat sich Ihrer Meinung nach die Beziehung zwischen Ämtern und Architekten in den letzten Jahren verändert? Oder hat es sich auch für Sie persönlich verändert, seit Sie für sie diese Bauten realisieren konnten?

EB: Wir haben nicht so viel... Wir haben da angefangen mit dem Amtshaus III. Das war interessant. Weil es war für das Amt für Hochbauten, das damals gegründet wurde. Es war ganz neu. Es war zuvor eine andere Organisationsform. Wir haben das Amtshaus in mehreren Etappen immer Stück für Stück unter laufendem Betrieb umgebaut. Eine rechte Herausforderung. Ein Haus für 120 Architekten zu bauen, die immer auf der Baustelle sind. Und jedes Loch, dass der Elektriker da zur Unzeit bohrt, nervt natürlich. Man steht unter Beobachtung. Aber ich würde sagen, das war ein sehr guter Kontakt, den wir da hatten. Es war auch einer der letzten Direktaufträge, die es noch gab in diesem Amt. Und zwar kamen eigentlich wir dazu, weil der neue Direktor dieses neuen Amtes... Man hatte zwar schon einen Entwurf, mehr so eine Skizze von einem Bauleiter, wie man das Geschoss umbauen könnte, wenn jetzt die Polizei da raus geht. Es hat ihn jedoch nicht so überzeugt, und er hatte wohl Sachen von uns gesehen und hat uns dann gefragt, ob wir nicht das mal anschauen könnten, das wäre vielleicht was für uns und so hat sich dann diese Arbeitsbeziehung ergeben. Zuerst nur diese eine Etappe wie ein Pilotprojekt, wobei man doch schon an das ganze Haus denken musste. Und wir sind dann sozusagen mit dem Amt für Hochbauten gross geworden. Es gab auch die Immo noch nicht. Das wissen Sie vielleicht nicht, was das ist: Die Immobilienbewirtschaftung, die sich dann abgespalten hat vom Amt für Hochbauten und die jetzt die Bestellungen macht und auch die Raumprogramme schreibt, die Möblierung diktiert... Ich höre so von Kollegen, dass es nicht immer ganz einfach ist. Aber für uns war das Amt für Hochbauten in Zusammenhang mit diesem Amtshaus - und wir haben auch noch einen Werkhof gemacht für das Tiefbauamt, unten im Brückenkopf von der Uraniabrücke - das war eigentlich ganz gut. Und dann für das Tiefbauamt zu arbeiten, als Architekt, ist natürlich speziell. Wir

waren bei der Instandsetzung der Hardbrücke beteiligt und haben die Treppenaufgänge gebaut. Es ist eine andere Art zu denken. Das Tiefbauamt und die Bauingenieure, gerade im Strassenbau und das ist ja ein grosser Teil von dem, was sie machen, ist ja kein Hochbau. Manchmal sogenannte Kunstbauten, dazu gehört eben die Hardbrücke als Viadukt über die Stadt. Aber sonst sind sie eigentlich den Umgang mit Architekten nicht so gewohnt. Es war ein Wettbewerb, eigentlich ein Wettbewerb für Ingenieure und sie mussten sich mit Gestaltung bewerben. Das war damals die Auflage von dem damaligen Chef des Tiefbauamts, Stadtrat Waser, der sagte, diese Brücke muss was Gutes werden. Wenn man sie schon macht. Und hat dann sozusagen die Gestaltung als Disziplin verlangt in den Teams. Und dann hat uns ein Ingenieurteam, das wir nicht kannten, angefragt. Weil wir grad das Maag-Areal gewonnen hatten. Also dachten sie, das wäre vielleicht ein guter Griff. Und dann hatten sie den Auftrag gewonnen und wir waren in diesem Projekt Subplaner von den Ingenieuren. Wir konnten dann eigentlich ziemlich viel machen. Also so die ganze Formgebung der Brücke, die Untersicht, den Brückenrand, die Kandelaber, das Lichtkonzept. Für die Wirkung der Brücke, die sie heute hat, auch die Widerlager, glaube ich, war das relativ entscheidend. Die Aufgänge haben wir dann, sozusagen als Drittprojekt, selber gemacht. Da waren wir direkt Auftragnehmer ohne unsere Ingenieure, das haben wir mit einem Hochbauingenieur gemacht.

AF: Ein Projekt, das ein bisschen weiter zurückliegt: Welche Erinnerungen haben Sie an die expo.02?

EB: An die expo haben wir natürlich sehr gute Erinnerungen. Das war ein sehr kurzfristiges Projekt. Es wurde eigentlich im letzten Moment noch wieder aufgenommen und zwar nicht als ein reguläres Projekt. Sondern irgendwann hat man gesehen, dass in Yverdon alle, nicht alle, aber viele Sponsoren abgesprungen sind, zum Beispiel die Swissair, und dann war das ein wenig eine dünne Auswahl. Dann hat man ein bisschen Geld gesprochen. Die Idee von diesem Heiraten für 24 Stunden, die gab es. Das war eine Idee von Pipilotti Rist. Dann hat man die wieder hervorgenommen und hat dann einen Wettbewerb gemacht unter Szenografen. Es hat dann ein Szenografenteam aus Zürich gewonnen, so mit diesem Ablauf, diesem Ritual eigentlich des Heiratens. Dafür brauchten sie dann sozusagen eine bauliche Hülle. Sie kamen zu uns, es gab nicht einmal einen Wettbewerb, dafür war keine Zeit mehr, und hatten gefragt. Wir haben dann gesagt okay, wenn wir in einer Woche eine Idee haben, dann machen wir das.

AF: Aber die Gestaltung die kam dann von Ihrer Seite?

EB: Ja, ja natürlich. Und eben ein bisschen mehr als nur die Gestaltung von diesem Häuschen. Es war ja so was wie, also ich sag es nicht despektierlich, es war wie eine Geisterbahn. Man geht herein, man erlebt so Sachen und am Schluss kommt man dann verheiratet raus. Aber wir fanden den Ort dort ja spektakulär und dort so was machen zu können, am See, das ist fantastisch. Aber wir dachten immer, man kann da nicht was machen wie an der Chilbi, einfach rein und raus. Der Weg da muss etwas werden. Und ja, wir hatten ein bisschen vorher einen Wettbewerb gemacht für Baden, für einen neuen Stadtsaal und hatten da etwas ausprobiert. Und so sind die Projekte ja: Von

einem, das zwar dann keine Fortsetzung fand, gibt es doch noch etwas, was man noch probieren möchte. Und dann haben wir in dieser Woche das dann skizziert. Es war dann auch ein bisschen ein Problem, weil dieser Weg, der dann auch etwas kostete, war ja gar nicht vorgesehen. Es gab dann plötzlich wie eine äussere Szenografie, die wir gemacht hatten, die sich dann zu der inneren Szenografie dazu gesellt hat und das Ganze war am Schluss der Pavillon. Nicht nur diese szenografische Idee von „Heiraten für 24 Stunden“. Oder Im Gegenteil, ich denke, gerade für die Leute, die dann nicht heiraten wollten, oder nur zuschauen wollten, diese Geschichte des Wandeln durch die farbigen Stützen bis zum See, zum Ende vom Steg hinaus. Ich denke, es ist in vielen Fotoalben der Schweiz präsent.

AF: Noch einige allgemeine Fragen zum Büroalltag. Welchen zeitlichen Umfang nehmen Entwurf, Administration, Bauleitung, Meetings bei Ihnen im Alltag ein? Wie organisieren Sie sich?

EB: Also Bauleitung von grösseren Sachen machen wir nicht selber. Kleinere Sachen wohl. Aber bei grösseren Sachen vergeben wir das Baumanagement an Firmen, mit denen wir schon länger arbeiten. Und das ist mehr als nur die Bauleitung, es ist auch die Kostenplanung und zum Teil auch das Projektmanagement. Damit wir uns damit schon auf die Kernaufgabe des Entwurfs konzentrieren können.

AF: Aber da haben Sie Unternehmen, die sie schon länger kennen?

EB: Ja. Das ist ziemlich schwierig. Und es steht und fällt mit diesen persönlichen Kontakten mit diesen Personen, welche diese Leistungen erbringen.

AF: Wie konnten Sie diese Kontakte aufbauen? War das einfach über die Zeit, lernte man gute Leute kennen?

EB: Ja, manchmal verändern die sich dann halt auch und dann muss man dann wieder weitersuchen.

AF: Delegieren Sie gerne?

EB: Ja, das weiss ich jetzt nicht. Ja, doch vielleicht schon.

AF: Was delegieren Sie und welche Kontrolle behalten Sie bei sich selber?

EB: Also ich müsste vielleicht sagen, dass wir eigentlich meistens junge Leute im Büro haben. Wir haben immer Praktikanten und wir haben auch Frisch-Absolventen, die wir dann natürlich auch ein Stück weit weiter ausbilden. Aber das heisst dann auch, dass man nicht so gut Sachen delegieren kann wie zum Beispiel Projektleitungen. Oder zumindest die Projektleitung, was dann bedeutet den Kontakt mit der Bauherrschaft oder den Kontakt mit den Ämtern, also es muss dann nicht unbedingt alles bei uns sein, es ist vielleicht eher eine Co-Projektleitung.

AF: Was wünschen Sie sich für Ihr Büro in den nächsten Jahren? Gibt es ein Projekt, eine Bauaufgabe, die Sie gerne noch realisieren wollen?

EB: Ja, das werden wir jetzt auch machen. Das ist ein Projekt... Vor fünf Jahren haben wir einen Wettbewerb gewonnen zur Erweiterung des Kurtheaters in Baden. Übrigens ein Bau einer Schweizer Architektin, eine der wenigen frühen Schweizer Architektinnen, Lisbeth Sachs. Und das hat einen langen Weg nehmen müssen, aber da war jetzt im März die Volksabstimmung über den Baukredit und das werden wir jetzt machen. Dann sind wir noch zusammen mit Diener und Diener, mit denen wir übrigens ab und zu arbeiten, die städtebauliche Planung des Maag-Areals zum Beispiel, aber auch sonst schon verschiedene Projekte. Mit ihnen zusammen haben wir eine Planerwahl gewonnen für die Instandsetzung von Kongresshaus und Tonhalle hier in Zürich und das ist eine Arbeit, die wir gerne machen würden. Aber auch die ist jetzt im Moment im Rahmen von diesem Kongresshausthema, dem Kongresszentrum für Zürich, für Zürich Tourismus und für die Stadt, in einer Denkpause und sollte eigentlich im Herbst wieder weitergehen. Aber das würde ich gerne noch machen.

AF: Jetzt noch einige Fragen zur Rolle der Frau in der Architektur. Machen Sie sich Gedanken, wie Sie in der Öffentlichkeit wahrgenommen werden, als Architektin?

EB: Ich glaube nicht. Aber ich glaube, ich bin nicht eitel in dieser Beziehung.

AF: Weil mir ist aufgefallen, es ist wahnsinnig schwierig persönliche Sachen über Sie herauszufinden. Ich habe zum Beispiel nicht herausgefunden, ob Sie an der ETH studiert haben oder nicht.

EB: Doch, doch, habe ich.

AF: Ja, aber Ihr Auftritt im Internet ist eher zurückhaltend.

EB: Ja, aber ich google mich nicht zum Beispiel. Es ist mir einfach egal.

AF: Gibt es für Sie spezifisch weibliche und spezifisch männliche Fähigkeiten in der Architektur?

EB: Das finde ich eine schwierige Frage. Ich finde auch schwierig, das dann auf Männer und Frauen irgendwie so aufzuteilen. Es gibt ja auch Männer, die dann vielleicht über eher weibliche Fähigkeiten verfügen oder umgekehrt dann auch, ich finde, die Individuen sind sowieso nicht so einzuteilen. Aber was mir jetzt im Laufe der Zeit schon aufgefallen ist, auch bei den jungen Architektinnen: die Architekten, die Männer haben vielleicht mehr Biss. Mehr wirklich so die Energie und den Ehrgeiz und das unbedingt etwas wollen und sich Reinkrallen in ein Problem und sie denken auch nach der Arbeit noch drüber nach und vielleicht kommt ihnen noch was in den Sinn. Vielleicht hatten wir auch nicht immer die richtigen Frauen bei uns im Büro... Das kann ich nicht sagen. Aber es ist dann einfach ein Job, ein Beruf und ich glaube, man kommt weiter, wenn man es als eine Berufung für sich nimmt.

AF: Im Jahr 1991 wurde Robert Venturi mit dem Pritzker Architecture Prize geehrt während seine Partnerin Denise Scott Brown übergangen wurde. Was halten Sie von der kürzlich lancierten Petition, welche verlangt, dass Denise Scott-Brown nachträglich der Pritzker Preis verliehen wird?

EB: Das wäre ich sofort dafür. Das fände ich wichtig.

AF: Auch Sie führen Ihr Büro in gleichberechtigter Zusammenarbeit mit Ihrem Mann. Haben Sie in Ihrer Praxistätigkeit ähnliche Erfahrungen gemacht wie Denise Scott Brown? Gab oder gibt es Situationen, wo Ihr Mann anders wahrgenommen und gewürdigt wird als Sie?

EB: Das glaub ich nicht. Aber das hat wahrscheinlich mit den Personen zu tun, jetzt mit uns. Mein Mann gehört auch nicht zu der eitlen Sorte. Wir sind ein Team und wir teilen uns auch nicht die Projekte auf. Oder er macht den Entwurf und ich mache dann die Innenausstattung. Solche Geschichten die, die Leute natürlich dann manchmal meinen, das verliert sich jetzt auch langsam, ich hoffe es, aber dass man dann denkt, ja, Architekten sind eigentlich die Männer und die Frauen mehr so für das Weiche zuständig...

AF: Aber von Aussen spüren Sie das also schon? Dass Leute das denken, bevor sie Ihr Büro kennenlernen?

EB: Ja, das kann sein. Aber so nach den Erfahrungen mit dem Tiefbauamt. Ich glaube, wenn man jetzt die Leute im Tiefbauamt danach fragen würde, würden sie das nicht sagen. Man muss sich anstrengen, aber das muss man sich sowieso. Und mein Mann war auch immer solidarisch, also wir sind ein Team.

AF: Am oben bereits erwähnten Kolloquium zu Ehren von Flora Ruchat Roncati...

EB: Wo ich leider nicht war. Weil Philipp Esch hatte am gleichen Tag den Vortrag im Architekturforum. Wir sind befreundet, er hatte vorher dieses Büro und war der Assistent meines Mannes. Das kam sehr kurzfristig, dieses Kolloquium.

AF: Es ging drei Stunden. Es brauchte ein bisschen Durchhaltewillen. Alles war auf italienisch. Aber es war sehr spannend.

EB: Ja, aber ich konnte mich leider nicht zweiteilen und ich habe mich dann für die Lebenden entschieden. Aber ich mochte Flora sehr und übrigens hat sie ja auch in einem ähnlichen Bereich gearbeitet mit diesen Autobahnen, wir haben auch oft darüber gesprochen. Sie wohnte ja im Puls5 grad dort bei der Hardbrücke und sie hat uns dann ein wirklich reizendes Mail geschrieben und sie hatte so Freude dran an der Brücke und an den Aufgängen und wir haben das sehr geschätzt, weil sie nämlich auch wusste, was es heisst, so im öffentlichen Raum und an einer Infrastruktur zu bauen.

AF: An diesem Kolloquium wurde immer wieder betont, dass sie eine starke eigene Position vertreten hat, sich aber gleichzeitig exzellent in die Architektengemeinde in Zürich integrieren konnte. Über ihre einzigartige Situation als erste Frau mit Professorenposten an der ETH wurde hingegen nicht gesprochen. Hatten Sie während Ihrer Ausbildung weibliche Vorbildsfiguren und wie hat sich Ihrer Meinung nach die Rolle der Frau in der Architekturausbildung verändert? Weil Sie da mit Ihrer Lehrtätigkeit in Lausanne da sicherlich einen Einblick haben.

EB: Ich hatte vielleicht als Vorbild Eileen Gray. Ich fand die so eigenständig, einzigartig. Das fand ich richtig gut. Hat sich etwas verändert? Ich weiss nicht. Es hat einfach viel mehr Frauen unter den Studenten, also Studentinnen. Es ist ja jetzt mindestens halb-halb. Das war zu meiner Zeit nicht so. Es hat sogar vielleicht ein bisschen mehr Frauen, also halb-halb. Es hat Assistentinnen. Das hatte es damals schon, aber wenige. Und ehrlich gesagt, diese Frage hat mich nie so echt beschäftigt.

AF: Trotzdem noch eine letzte Frage dazu: Hat sich Ihre eigene Meinung zur Gleichstellung der Frau in der Architektur im Verlauf Ihres Studiums und ihrer Tätigkeit im eigenen Architekturbüro verändert? Wir haben oft darüber gesprochen, dass man sich als Studentin enorm gleichberechtigt fühlt und dass dann erst im Berufsalltag merkt, dass es eventuell doch ein wenig schwieriger ist.

EB: Ich war vor einem guten Jahr, wurde ich von der SP Zürich eingeladen... Schade, dass Sie da nicht waren. Nicht meinetwegen, aber es war genau zu dem Thema, am 8. März, Tag der Frau, war da so ein Gespräch im Volkshaus über Frauen in der Planung und warum sie im Studium präsent sind und nachher irgendwie so verdunsten. Nachher sind nur noch 16 Prozent oder so überhaupt noch im Beruf tätig und unter den Firmenchefs... Es gibt natürlich schon Frauenbüros oder Paarbüros, auch Frauenduos, auch erfolgreiche, aber immer noch nicht so viele. Und ich vertrete die Meinung, dass es natürlich auch ein bisschen an den Frauen liegt. Was ich vorher meinte mit diesem Biss und diesem Willen, das halt dann zu machen, auch wenn man dann Kinder hat. Und es ist dann anstrengend und es ist praktischer zu sagen, vielleicht kriegt man dann auch einen Job bei der Stadt, 60 Prozent Job und es steht dann schon unten im Mail von Dienstag bis Donnerstag... Man kriegt dann halt auch nur das, wofür man bereit ist zu kämpfen. Ja wir haben zwei Kinder, zwei Töchter in Ihrem Alter ungefähr oder vielleicht ein bisschen jünger. Und ich habe die ganze Zeit gearbeitet. Also es geht auch, aber man muss ein bisschen was dafür tun. Aber ich würde den jungen Frauen eigentlich Mut machen und nicht warten, bis man ihnen die Aufmerksamkeit gibt, sondern sie sich zu verdienen.

AF: Gestern war der 1. Mai. Was haben Sie gemacht? Wie ist Ihre Einstellung zum Tag der Arbeit und der Gestaltung in Zürich?

EB: Gestern habe ich meine Mutter besucht. Sie wird dieses Jahr 90, im Altersheim. Sie wohnt nicht in Zürich, da auf dem Land, wo ich herkomme und das ist dann eine kleine Reise für mich.

AF: Ist Architektin für Sie „nur“ ein Beruf oder ein Lebensstil eine Berufung? Sie haben das schon ein bisschen beantwortet aber als Schlussfrage.

EB: Ich würde schon meinen, es ist eher eine Berufung. Ich finde auch, es ist ein unglaublich schöner Beruf und ein abwechslungsreicher und ein reicher Beruf. Trotzdem haben unsere Kinder das nicht gewählt.

AF: Weil sie die Arbeit kennen, die dahinter steckt...

EB: Ja, sie sagten, wir wollen doch nicht jeden Samstag, jeden Sonntag auch immer arbeiten. Und natürlich wenn man selbständig ist, arbeitet man mehr, als wenn man angestellt ist. Aber ich würde es trotzdem empfehlen. Man muss ein bisschen risikobereit sein und viel arbeiten, aber es öffnen sich auch Türen und ich finde es echt gut.

AF: Herzlichen Dank.